

vermitteln willens ist, der muß ein ausgezeichneter Kenner der Heimat sein. Heimatkenntnis aber fliegt vor allem dem nicht spielend bei, den amtlichen Weisung einer Heimat zuführte, in der nicht seine Wiege stand. Wer auch in dieser seiner zweiten Heimat fordert die Pflicht von ihm Erfüllung. Darum: Wer an einem fremden Wirkungsort dem Willen des Gesetzes folgen will, muß Heimatforscher werden. Dabei tuen ihm Führer not. Und solche Führer sind ihm Stammesbünde und deren Zeitschriften.

Es gibt ja Leute, die in den Stammesverbänden Gefahren sehen für die Volkseinheit, wie sie ja auch in der Heimatgeschichtspflege Kirchturmgeschichte zu erblicken glaubten. Ihnen gegenüber helfen alle Beteuerungen der maßgebenden Persönlichkeiten in diesen Stammesbünden nichts, da sie ja nicht überzeugt werden wollen. Doch mancher dieser Kämpfen für eine „echte Volkseinheit“ gab schon seinen Widerstand auf, wenn das Bundesblatt ihm seine Spalten öffnete. Ob solche Gegner einzusehen vermögen, daß „aus den vielen Einzelzügen, die die Pflege und Be trachtung der engeren Heimat uns liefert, das Bild der einen deutschen Heimat erwächst?“ Daß das Kleinbild zum großen Ganzen, die Dorfgemeinschaft über die Stammesgemeinschaft zur Volksgemeinschaft führt?

Wir wissen es nicht, ob wir solche Einsicht erhoffen dürfen; wir wissen aber, daß es den Stammesverbänden fern liegt, durch stete Betonung der Stammeseigenart und Pflege heimatlichen Volkstums die Geschlossenheit der Volksgemeinschaft zu stören. Das Gegenteil zu erreichen ist Sinn und Ziel ihrer Bestrebungen.

Und wenn nun unser „Frankenbund“ der Schule hilfreiche Hand bieten will bei Bereitstellung heimatlicher Bildungsstoffe, so wollen wir Lehrer der Jugend es freudig begrüßen. Zum freudigen Gutheißen gehört aber auch die freudige Mitbetätigung am Werke. Dazu sei mit diesen Zeilen die Lehrerschaft aufgerufen. Ihre Unterstützung der Ziele des Frankenbundes wird der heimatlichen Schule zu nutz und frommen sein.

Fränkisches Schibboleth

Von Peter Schneider

Ich erinnere mich noch gut, es war vor zwanzig Jahren und wir saßen am Biertisch, am „Lateinischen Tisch“ im „Polarbären“ zu Bamberg, da kam von ungefähr das Gespräch auf die Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen Altbayern und Oberpfälzern. Und nachdem schon mit tiefgründiger Gelehrsamkeit festgestellt worden war, daß die Oberpfälzer zwar stammlich gemischt, in Sprache und Volkstum jedoch vorwiegend bajuwarisch seien, wurde von einem geborenen Oberpfälzer noch gesagt, daß er die Gemeinsamkeit der Herkunft von Altbayern und Oberpfälzern durch den gemeinsamen Gebrauch des Schimpfwortes „Latir!“ erwiesen halte; das bedeute soviel wie „kleiner Latiner“ und sei eine Erinnerung an die Völkerwanderungszeit, in der die Bajuwaren mit den Römern bekannt geworden seien. „Also ein bajuwarisches Schibboleth!“ sprach einer der Tischgenossen. Das stimmte nun zwar nicht ganz; denn „Schibboleth“ (= Ähre) war, in dieser Aussprache, ein Erkennungszeichen der Galaaditer,

während die Ephraimiten, die das „Sch“ nicht aussprechen konnten, zu ihrem Nachteil an der Aussprache „Sibboleth“ erkannt wurden (Buch der Richter 12, 5—6); „Latir“ aber wäre eher als ein „Leitwort“ des bajuwarischen Stammes zu bezeichnen gewesen. Doch blieb man an unserem Biertisch bei dem Vergleich mit dem Schibboleth des Alten Testamentes, und es dauerte nicht lange, da sagte eben jener Oberpfälzer: „Wenn nur die Franken auch ein solches gemeinsames Sprachmerkmal hätten! Aber es ist keines da. Jede fränkische Landschaft spricht in jeder Hinsicht anders.“ Ich war damals im Augenblick nicht gewappnet genug um diesen Ausspruch zu widerlegen; doch fühlte ich, daß er nicht richtig sei. Später fand ich bei einem Nachdenken, daß man die Mainfranken doch an *g e m e i n s a m e n* Eigentümlichkeiten ihrer Sprache erkennen könne. Wer ein feines Ohr hätte, würde sie ja am Tonfall erkennen; der Ton macht die Musik; ich will aber von deutlicheren Eigentümlichkeiten sprechen.

Und da ist denn etwas sehr Bezeichnendes für die fränkischen Leute, daß sie nicht *i n* den Garten, *i n* die Kirche, *i n s* Wirtshaus gehen, sondern *n e i n* Garten, *n e i* die Kirche, *n e i s* Wirtshaus! Diese Ausdrucksform herrscht vom Spessart bis zum Frankenwald unbedingt; im Westspessartgebiet findet sich daneben noch das „*in*“, vom Bayreuther Land werden wir unten noch sprechen. Dieser Ersatz des Verhältniswortes „*in*“ ist sehr bemerkenswert. Er ist voller, er ist altertümlicher als der schriftdeutsche Gebrauch; er ist an *W i r k u n g* etwa mit dem schweren lateinischen „circum“ gegenüber dem leichteren, farblosen „per“ zu vergleichen. Natürlich ist „*nei*“ nichts anderes als „hinein“, und der Franke sagt tatsächlich: „hinein den Garten, hinein die Kirche, hinein das Wirtshaus.“ Die fränkische Mundart gebraucht also einen im Schriftdeutschen nur mehr als Umstandswort gebräuchlichen Ausdruck auch als Verhältniswort, und dies sollte aus der Mundart nicht verschwinden; ich glaube, die Gefahr des Verschwindens ist auch vorhanden noch gering.

Aber da sagt mir einer: „Halt, für die Markgrafschaft Bayreuth gilt dieses Schibboleth nicht. Der Bayreuther geht „*i n* die Pfiffä“: vergl. „Bauchschecherla“ von Friedrich Einsiedel in der Geschichte „Die beste Leeghenna.“ — Gemach! Man beachte hier wieder einmal das außergewöhnlich feine Unterscheidungsgefühl der Mundarten. Freilich: *i n* die Pfiffer, d. i. „aufs Pfiffersuchen!“ Hier hat das „*in*“ eine ganz andere Bedeutung und Anwendung als wenn ich sage „*i n* den Wald.“ Und richtig heißt es auch bei Einsiedel in der gleichen Geschichte: „Dann hob i mi *n e i* mein Lehnstuhl g’schmissn.“ Und ferner eine Seite weiter: „Dann sen mer widder weiter ganga *i n* Waold *n e i*.“ Das „*nei*“ muß dabei sein; hier nachgestellt; oder aber ganz voraus: „Er langt *n e i* *i n* sein Busen.“

Läßt sich nun hier wenigstens in den Randgebieten Ostfrankens ein gewisses Schwanken beobachten, so wird die Einheitlichkeit ganz rührend bei der berühmten Mehrzahlform unseres treuesten Haustieres. Denn in Franken bellen, beißen und laufen ja keine „Hunde“, sondern „Hünd“ (im Westspessart wie im Markgrafenland entrundet in „Hind!“). O dieses kostliche fränkische Hünd! Mir haben schon Andersstämmlige gesagt, daß sie beim erstmaligen Hören dieses Plurals förmlich in die Höhe gehüpft seien. Das „Hünd“ gehört natürlich in die Reihe der fränkischen Mehrzahlbildung, die die volle Wucht und Kraft des *i* = Umlauts verkünden;

es ist aber das auffallendste Beispiel. Möchten die fränkischen Hünd noch recht lange bei diesem ihrem Schibboleth bleiben!

Aber auch hier beobachte man wieder das ungemein feine, oft unbeirrbares Sprach- und Unterscheidungsgefühl der Mundarten. Wie deutlich klingt mir noch in den Ohren die andere Mehrzahlform, die ich als kleiner Bub von Männern des Volkes im Zorn sagen hörte: „Die Hund, die elenden!“ Hier könnte einer, dem die Gabe der sogenannten höheren Kritik versagt wäre, arg in die Irre gehen; er könnte sagen: „Aha, in Bamberg deutliche Spur des bayerischen Einflusses: Die Hund!“ Aber dies wäre weit gefehlt. „Hund“ in dieser Anwendung ist sicher zu erklären aus dem bestimmten Gefühl des Volkes, daß das Wort Hund hier als Metapher (Gleichnis) verwendet wird und daher die gewöhnliche Mehrzahlform nicht verträgt. Zugleich klingt „die Hund“ voller, wuchtiger als die umgelautete Form und konnte sich daher gerade in dieser Anwendung erhalten.

So behauptet denn: Wir Franken haben gemeinsame Erkennungszeichen unserer Sprache. Aber, aber! Gesetzt den Fall, es lauerten heute an den Füßen eines Flusses die Männer eines feindlichen Heeres fliehenden Franken auf und fragten sie, um sie auf die Probe zu stellen: „Was sind das dort für Tiere?“ — so würden viele Franken sagen: „Das sind Hunde!“ Damit würden sie ja ihr Leben retten, aber sie würden zugleich auch bekennen, daß der neuzeitliche Mensch von Jugend auf zwei Sprachen lernt und gebraucht, seine Muttersprache, das ist die Mundart, und seine Vatersprache, das ist die amtliche Sprache seines Vaterlandes, die Schriftsprache. Die alten Ephraimiten waren von solcher Doppelsprachigkeit noch unberührt; es ist ihnen schlecht bekommen.

Wotan

Da die Volkssagen zum allerwertvollsten Gut des Volkes gehören, wollen wir von jetzt an öfters echte Proben davon aus dem ungemein großen Sagenschatz des fränkischen Volkes bringen und heute mit ein paar Sagen beginnen, die immer noch deutlich genug von dem alten fränkischen Stamme Gott Wotan künden. Die Sagen sind entnommen aus *Gleichen-Schneider, „Von Geistern unwittiger“, Oberfränkische Volkssagen, 1927, S. B. Schulze, Bichtenfels*. Wotan erscheint hier wie auch sonst als Wilder Jäger, als Verfolger des Holzwiebchens (der Sturmwind verfolgt die Windbraut!), aber auch durch christlichen Einfluß in den Gottseelbeins verunstaltet, als Seelenleiter (= dem altgriechischen Hermeßl) und als „Seelenvertrager“; denn auch die „frommen Feilenhauer“ des Fichtelgebirges sind eine volkstümliche und hier ehrenvolle Umbildung des alten Gottes. Man sieht, welche weite Aussichten ein paar scheinbar harmlose Volkssagen eröffnen. Wenn wir heute und von jetzt an in kurzen Worten die Wissenschaft über das alte Sagenbuch sprechen lassen, so will damit freilich nicht gesagt sein, daß etwa der Lehrer bei der Darbietung der Sagen seinen Hörern durch wissenschaftliche Erklärungen die Naivität des Empfangens nehmen soll; aber wissen muß er, was dahintersteckt.

D. Schrift.

Der wilde Jäger im Fichtelgebirg

Der wilde Jäger, der sich früher das ganze Fichtelgebirge zur Ausübung der wilden Jagd erkoren hatte, ist dort seit längerer Zeit verschwunden. Wenn er in der Nacht mit seiner Meute daher jagte, hörte man ihn schon von ferne „Huhaha huhaha!“ rufen, worauf sofort die vielen kleinen Hunde, die ihn begleiteten, kläffend einstimmten.

Als dort der wilde Jäger in der Münchberger Gegend einmal am Tage über ein Feld nahe am Walde dahin jagte und dabei unaufhörlich „Huhaha huhaha“ schrie, rief der Besitzer des Waldes: „Hör auf mit dein

Geschrei; diech kennt mer so scho; schieß mer lieber aa wos miet, der Wald
ghört ja so mei!" Als der Bauer am nächsten Tage sein Hoftor öffnete,
hing ein bluttriefender Pferdekopf daran, der obendrein noch Hörner hatte.
Der eigenartige Pferdekopf wurde sofort verbrannt. Aber so oft sich die
betreffende Nacht jähzte, sah man am Hoftore in der Geisterstunde vom
ersten bis zum letzten Schläge den verbrannten blutenden Pferdekopf
hängen, der zugleich ein entsetzliches Wiehern hören ließ.

Die grausige Überfahrt

Wu ann die Überfahrt iewern Maa aufn Weg nooch Kloster Banz
brengt, hott amoll a Fährmoh ghaust. Der hott sich ower scho mit 51 Joht
zer Kuh gsezt. Wenn mern nooch der Ursach gfrogzt hott, hotter a ganz
tries (trübes) Gsicht gemacht, hott die Maulleffz'n (Lippen) hentn lossn
und hott derzehlt: „Mei Fährmonnsleben hott mich gfreit wie nix sunst
auf der Welt, bis mer amoll wos gepassiert is, daß ich geglaubt ho, ich bi
ve Gott verlossen. Wie ich amoll mühemaott auf Federhausn zu bi und
mich gemietlich auf mein Schtruhsook ausgschtreckt ho, schreits wies wilda
Geisterheer: „Hull iewer, hull iewer!“ Sowie ich mersch aweng kumod
(bequem) machn will, kimmt glei es Sondmönnla und schtreit mer Sond
nei die Aang; die hettn aa scho ball Schtaiperla (Säulen) gebraucht und
der Schloof hott mich scho ben Schlaffittich latt. Wies ower noch amoll
schreit „hull iewer, hull iewer, es is pressant“ — do denk ich es is die Polizei
und mach mich ganz schloostaab auf die Sockn und fohr mit mein Schiffla
umanand. Es wor rappelinst, mer hott die Hend net vorn Aanga gsehng.
Ower wie ich glücklich niewer kumma bi ho ich ve Wut ner so gepfuchzt.
Mei Latern is auf aamoll ausgelöscht und weitebraat wor fa menschlichea
Seel ze sehng. Wie ich hortig gschwind Feierzeig und Zunder aus der
Huusntaschn nimm, is wie wenn ich lauter Dooma (Daumen) hett, —
alles zwaa isn Maa nochernanner nuntergshwumma. Ich bi doch scho
be jedn Sauwetter hinnarüdder gfohrn und nett amoll in verwichna Föhr
ze der Haisaigera (7 Brüder), wus wie mit Alamern (Eimern) gschütt hott
und wumer gemaant hott die Welt geht unter, is mer so wos gepassiert.
Des is Leit vernarrn ghaltn denk ich und krieg an mords Bic (Bieb = Born).
So a Schveeflsbanda so a niederträchtiga! — Ich denk be mir, worum
sollsta alsfortla (immerzu) dei Zeit verplempern (vergeuden) und dich
frozzeln lossn, schteig widder ei und will auf Haamet zu. Ower heiliger
Schtruhsook! Auf aamoll frögts: „Fährmoh bist parat? mir senn 4 Jäger
und hamim Wilpert derbei.“ Wie ich gsogt ho, daß sa selver Feierzeig
machn solln, dermit ichn Fährloch sehng ko, tutts an welts Blatschera
und Hoosn auf Hoosn kimmt iewer mich gflung. Derbei hotts so grausig
gelacht, daß mersch eislaolt in Buckl nuntergeloffn is. Wie mer ans Fähr-
haus kumma senn hott ze meiner Hergnfreid a Latern gebrennt, ower derbei
ho ich immer noch a Heidnangst vor denn uheimlinga Fohrgössn latt. Der
Loch hott mer eß nix mer verschlong, ich wor ner fruh, daß ich die Göst
ohgebraacht ho. Ower Prostemaohlzeit! — Die Jäger senn mer auf haazn
Fuuz nooch ins Haus nei, sie hettn mit mir ze redn, hamm sa gsogt. Es
Schiffla wor zen üverknappn voll gepfropft und do sollst da aa an richting
Loch frieng. — Do is mersch fiedhaas durch alla Knochn ganga, wall ich
scho iewerschich genug latt ho; ower ich ho derhalm mei Maul nett ge-

pöört (nicht unhöflich geantwortet) und ho ner fort genittlt und genittlt (hin und her bewegt) bis ich die Tür aufgebraucht ho. In der Schtum hamm sa a Pergament aufn Tisch gelegt. Mei Fraa hott graad es Gebetbuuch aufgeschlong und wall sa gemaant hott des kenntn schlechta Kerl saa, hott sa laut gebett: „Dreieiniger Gott beschüze uns vor bösen Geistern, nimm du dem Teufel alle Macht, sei du allein nur Meister!“ Do hott der aa an schauerlichen Fluuch gebläfft (geschrien) daß am durch Markerbaa ganga is und des wor der leibhaftig Teifl wu sich in a Gewand vo an Jäger gschtetzt hott. Die drei annern Opfer hotter sich als Brootn der gattert (aussersehen) katt. Des ganz Fährmöhshaisla vor voller Schwefelbaompf und Gschtaonk. Mei Fraa hott sich in an Trumm fort bekreizt, ich selwer wor wie ve der Welt wed. Als Zaang, daß mersch nett ewer getraamt hott, wortch (war es) Pergament nich aufn Tisch geleng, do hamm mir zwuu unnera arma Seeln nei schreibn solln. — Wie ich widder ze mir kumma bin, hott scho der Toog gegrault und ho mich glei ze allererscht nooch mein Schiffla umgeguckt. Do is vo mir a Kumeraod drinn geleng, denn wor es Genad (Genick) umgedreht. Wie ich ve Grausn gepadt mich ze gleing Füßn auf die Sockn gemacht ho und bi haam gsattert (gelaufen), kimmt a Jäger mit an Pfeerfuß, an Schlapphut und aner feierriuuti Gookerfedern drauf und lettlt es Schiffla oo, gibtn an Schtuß und hosta mich gsehng — führter n Maa nochernanner nunter. Wie ich sgogg ho: „Alla gutn Geister lobn Gott den Herrn!“ hott der Gottseibeius nach ve weitn an höllischen Lachera getoo. Und vor meina Füß senn aufn Schtaa vier funklnoßneia Dukootn geleng. Ich ho glei n Herrn Kaploo ghullt, daß der die Sach beschaut hott. Wie er ower es Geld nehma wollt, hott er sich die Hendl verbrennt, und nich derzu in Schtaa wor die Zohl mit Zohr und Zog eigebrannt. — Sell wor mei lekta Zohrt, die hott mer an Knietscher gehm. Ich bi ve dort wegegezüng und mich brächtn taana 10 Pfeer mehr oo denn grauslichn Ort. Dort koo mer nich nooch hunnert Zohrna sehng wu jeder Dukootn geleng war.“ —

Der geisterbannende Feilenhauer

Von den Feilenhauern hörte man in früherer Zeit sehr viel erzählen; diese Männer umspann ein großer Sagenkreis. In der Gegenwart erinnert sich fast niemand mehr dieser früher nur mit Ehrfurcht und abergläubischer Scheu genannten Menschen. Nach dem Volksglauben waren alle Feilenhauer ohne Ausnahme fromme, gottesfürchtige Menschen, die keine Sünde an sich herankommen ließen. Die Feilenhauer hafteten die Lüge wie die schwerste Sünde und das Eigentum ihrer Nebenmenschen war ihnen heilig. Auch waren es durchwegs sehr fleißige Menschen. Sie hatten nur den wohl auch verzeihlichen Fehler, daß sie sich ihre geheimnisvolle Arbeit, die sie stets nur in der Nacht verrichteten, sehr gut bezahlen ließen. Ihre Frömmigkeit war der Grund, daß sie die Macht hatten, Geister zu bannen. Sie trugen die unliebsamen Geister in einem eigens dazu gehörigen Ranzen gegen hohe Bezahlung ins Fichtelgebirge, in der Nähe des Ochsentopfes an eine Stelle, die im dichtesten Buschwerk durch Felsen-grotten gekennzeichnet war. Kam ein Feilenhauer dorthin, während er in seinem Ranzen den gebannten Geist trug, so zeigte sich eine größere Öffnung, welche für andere Menschen unsichtbar blieb. Bekanntlich wurden

auch früher von den Geisterbannern die grauen Männchen oder Püüpala ins Fichtelgebirge gebracht. Es war dies angeblich der einzige Ort, wo man sicher war, für immer von ihnen befreit zu sein. Die Sage berichtet, daß das Fichtelgebirge und hauptsächlich die Nähe des Ochsenkopfes die einstige Heimat der herumgeisternden grauen Männchen war. Sowie ein derartiges Wesen über die Grenze des Fichtelgebirges gebracht wurde, so mußte es dort bleiben. Wo es also Geister oder Gespenster zu arg trieben, da holte man den Feilenhauer, damit dieser den Geist banne und vertrage, vorausgesetzt, daß es reiche Leute waren, bei denen es spürte. Arme Leute mußten ihren Geist behalten. Bei diesem Geschäft gingen oft ein paar Ochsen darauf. Bezahlten die von dem Geist gequälten Leute nicht genug, so trugen die Feilenhauer wohl den Geist fort, aber nicht über die Grenze des Fichtelgebirges, und da sie nur in diesem gebannt bleiben mußten, so kamen sie meist bald wieder und das große Geldopfer mußte doch noch gebracht werden.

Einst kam ein gestorbener Bauer auch wieder zu den Seinigen zurück, immer in der Nacht von halb zwölf bis zwölf Uhr. Wenn die Zeit herankam, wurde das Vieh im Stalle schon vorher unruhig, denn der Herr des Hauses kam wie früher bei Lebzeiten in alten Kleidern in den Stall, löste das Vieh von der Kette und ritt auf demselben wie besessen im Stalle herum. Die Bäuerin und ihre Tochter wagten nicht einen Geisterbanner zu holen, um sich durch diesen von dem Bauern befreien zu lassen: aber der Bräutigam der Tochter, dem diese wiederholt ihre Not klagte, brachte das Opfer. Er versprach dem Feilenhauer fünfzehn Karlin zu bezahlen, wenn er ihn selbst mitgehen lasse, während er den Bauer an Ort und Stelle bringe. Der Feilenhauer ging darauf ein, nachdem er dem jungen Mann das Versprechen abgenommen, auf dem Hinweg keine Silbe zu reden, weil sonst alles umsonst wäre. Auf dem Heimweg dagegen sei jedes Reden erlaubt. Er sagte auch noch: „Wenn wir an Ort und Stelle sind und du willst sehen, was alles in dem großen Loch ist, in das ich den Bauern hineinwerfe, so kann dies nur geschehen, wenn du mich in dem Augenblick auf die große Zehe meines rechten Fußes trittst.“ Der junge Mann versprach alles und beide gingen fast einen ganzen Tag, obgleich sie schon vor Sonnenaufgang von Hause fortgingen. Was der Begleiter des Feilenhauers jenesmal gesehen hat, spottet jeder Beschreibung: er sah in dem bewußten Vorhe Menschen und Tiere in allen möglichen und unmöglichen Gestalten. Auch ein Better des Bräutigams wollte seine Neugier befriedigen und ging zu diesem Zwecke einmal mit dem Feilenhauer nach dem bewußten Platz. Bei seiner Heimkehr wurde er jedoch sehr krank und seine Familie hat nie aus ihm herausgebracht, was er dort gesehen hatte. Dagegen versicherte er, daß fünfzehn Karlin nicht zu viel wären für eine solche Arbeit.

Wenn die Feilenhauer auf ihrer oft weiten Reise Hunger bekamen und diesen durch eine aus dem Felde entnommene Kohlrübe zu stillen suchten, so legten sie jedesmal einen Groschen in Papier gewickelt an die leere Stelle, damit es nicht gestohlenes Gut war. Sooft nun ein Bauer auf seinem Acker einen eingewickelten Groschen an Stelle einer Rübe fand, sagte er jedesmal überzeugt: „Aha, doo hatt der Faalnhauer widder amoll ann vertroong.“
